

Wie aus Wissen Wirtschaft wird

Die Zahlen können sich sehen lassen: Bisher etwa 2600 Erfindungen auf dem Weg in den Markt begleitet, ungefähr 1550 Verwertungsverträge abgeschlossen und Lizenz-einnahmen von mehr als 200 Millionen Euro verbucht. Die **MAX-PLANCK-INNOVATION**, wie die Technologie-Transfer-Stelle der Max-Planck-Gesellschaft seit Neuestem heißt, fungiert als erfolgreicher Vermittler zwischen Wissenschaft und Wirtschaft.

Die Max-Planck-Gesellschaft betreibt Grundlagenforschung. Das ist ihre Aufgabe. In den über ganz Deutschland verstreuten Instituten lauschen Astronomen dem Echo des Urknalls, ergründen Anthropologen das Hirnwachstum von *Homo erectus* und Materialwissenschaftler die Ausbreitungsgeschwindigkeit von Rissen. Die Forscher gehen den Dingen auf den Grund. Sie wollen die Welt erklären und fördern manchmal Erkenntnisse zutage, die das Weltbild wirklich ein Stück weit verändern. „Frei und unabhängig“ soll die Arbeit sein. So schreibt es die Satzung vor.

Und tatsächlich wirkt manches Forschungsprojekt so frei, unabhängig und zugleich entrückt, dass es beinahe ätherisch scheint, wie jene kosmischen Staubwolken, in denen neue Sterne entstehen – übrigens ebenfalls ein Thema der Max-Planck-Forscher. Doch das ist nur die eine Seite. Denn die Max-Planck-Gesellschaft produziert nicht allein geballtes Wissen, sondern auch eine Menge Patente und praktisch nutzbare Erfindungen; Ideen, die die industrielle Entwicklung voranbringen und die Grundlage für neue Produkte sind – die vielen Menschen zugutekommen.

Die wohl beeindruckendste Erfindung dieser Art hat inzwischen ein reifes Alter erreicht: Flash (*Fast Low Angle Shot*) wurde 1985 zum Patent angemeldet. Wie ein Paukenschlag rüttelte die Veröffentlichung und Patentanmeldung damals weltweit die Hersteller von Magnetresonanztomografen auf. Diese MRT abgekürzten Geräte regen Wasserstoffatome im Körper an und berechnen aus deren Echos Bilder der Organe. Krankheiten lassen sich so von außen ohne Operation erkennen.

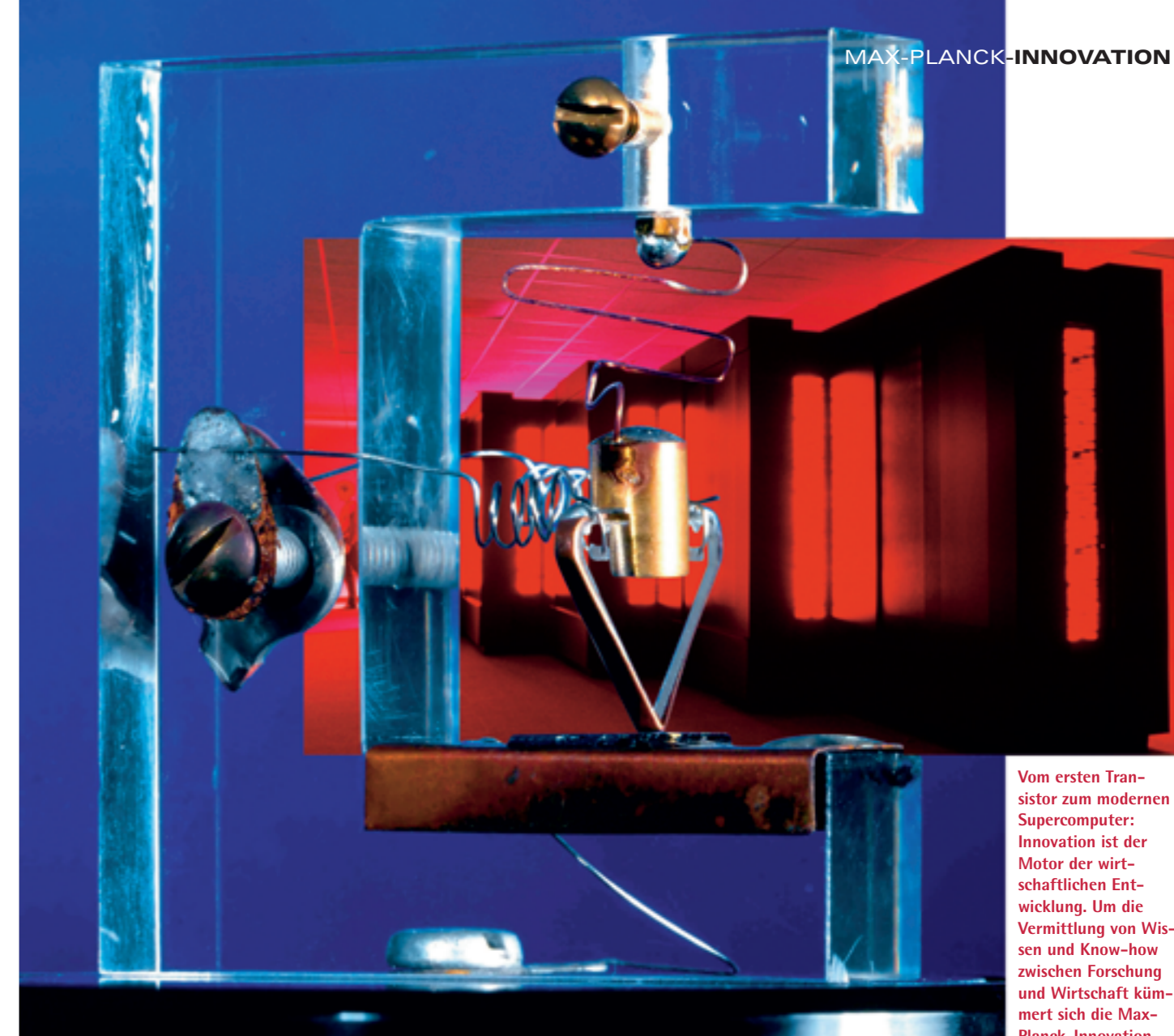
Damals benötigten die üblichen Instrumente länger als eine Stunde, um Körperabschnitte von Patienten ab-

zubilden. Das Flash-Verfahren reduzierte dank einer neuen Messmethode die Zeit auf wenige Minuten und war derart schnell, dass man erstmals bewegte Bilder des Herzens aufnehmen konnte – eine Sensation.

„Diese Entwicklung war so einschneidend, dass fortan kein Hersteller mehr ohne sie leben konnte“, sagt Jens Frahm, Kopf der damaligen Flash-Mannschaft am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen, „das war für uns natürlich eine einzigartig gute Marktposition.“ Doch bis die Wissenschaftler den Lohn ihrer Entwicklung ernten konnten, sollten Jahre vergehen. Zunächst erlebten sie mit Flash ihren eigenen Wirtschaftskrimi.

Grundlagenforscher sind nur selten gewiefte Geschäftsleute. Nicht jeder ist mit den harten Spielregeln des Patentrechts vertraut. Frahm und seine Mitarbeiter setzen im Jahr 1985 deshalb auf die Unterstützung der Garching-Innovation (GI), der Technologie-Transfer-Gesellschaft der Max-Planck-Gesellschaft. Ein weiser Schritt. Die GI – vor Kurzem in Max-Planck-Innovation umgetauft – fungiert als Mittler zwischen den Welten, zwischen Wirtschaftsunternehmen und Grundlagenforschern. 1985 haben die Innovationsberater bereits 15 Jahre Erfahrung in Sachen Technologie-Transfer und schon viele Entwicklungen in Form von Lizenzen an Firmen übertragen.

Flash entwickelt sich zu einer Patentrechts-Schlacht ungeahnten Ausmaßes: Die großen Elektronikhersteller erkennen sofort die Bedeutung der Erfindung. Frahm und die GI wollen die Technik mehreren Firmen zur Verfügung stellen und handeln zunächst mit General Electric in den USA und Siemens Kooperationen und Nutzungsrechte aus. Aus der Vereinbarung mit Siemens



Vom ersten Transistor zum modernen Supercomputer: Innovation ist der Motor der wirtschaftlichen Entwicklung. Um die Vermittlung von Wissen und Know-how zwischen Forschung und Wirtschaft kümmert sich die Max-Planck-Innovation.

fließt anfangs immerhin genug Geld, um damit die Patentanmeldungen in der EU, in den USA, in Japan und in Israel zu finanzieren.

Doch als die Patente 1987 in den USA und 1989 in Europa endlich erteilt werden, wendet sich das Blatt. General Electric, Siemens und Philips legen Einsprüche gegen die Patente ein, nutzen die Erfindung aber gleichzeitig uneingeschränkt weiter. Vereinbarungen werden ignoriert. Philips geht noch einen Schritt weiter und klagt in den USA auf Vernichtung des erteilten Patents. Für die GI und Frahm bleibt nur ein Ausweg: die Firmen wegen Patentverletzung zu verklagen.

„Ich glaube, dass die Rechtsabteilungen in den Unternehmen nicht damit gerechnet hatten, dass wir das tun würden“, sagt Bernhard Hertel, bis vor einem Jahr GI-Geschäftsführer, der die Verteidigung der Flash-Patente maßgeblich vorangetrieben hat. Die Unternehmen ziehen alle Register und die Prozesse in die Länge: Quellen werden falsch zitiert, immer wieder neue scheinbare Ge-

genbeweise vorgelegt. Der Streit kostet Geld – viel Geld, das auch für andere Projekte der GI dringend benötigt wird. Bis 1991 verschlangen die Verhandlungen 350 000 Euro. „Zudem mussten wir ständig auf der Hut sein und dafür sorgen, dass unsere Anwälte die komplexe Technik tatsächlich verstehen, um stichhaltig argumentieren zu können“, sagt Frahm.

Geldsegen nach erfolgreicher Patentschlacht

Doch die GI und Frahm bleiben hart. Trotz der Übermacht. Allen ist bewusst, dass viel auf dem Spiel steht. Wie viel, wird klar, als die Gerichte 1993 endlich ihr Urteil fällen: Die Unternehmen müssen Lizenzgebühren zahlen – rückwirkend. Bis dahin hat die Max-Planck-Gesellschaft nahezu 1,5 Millionen Euro in den Rechtsstreit investiert. Die zahlen sich aus, denn der Richterspruch beschert der Max-Planck-Gesellschaft bis zum Jahr 2006 Einnahmen in Höhe von rund 150 Millionen Euro, der weitaus größte



FOTO: MPI FÜR BIOPHYSIKALISCHE CHEMIE - BOETICHER

Jens Frahm, der geistige Vater des Flash-Verfahrens, das in den 1980er-Jahren die Magnetresonanztomografie revolutionierte.

Betrag in der Geschichte der GI beziehungsweise Max-Planck-Innovation. Inzwischen ist das Patent abgelaufen. Die Technik aber ist noch heute Basis eines jeden neuen Magnetresonanztomografen.

„Flash ist nicht nur finanziell der bedeutendste Technologie-Transfer in der Geschichte der 36 Jahre alten Max-Planck-Innovation“, sagt Jörn Erselius, neuer Geschäftsführer und bereits seit 15 Jahren Mitarbeiter der Max-Planck-Tochter. „Der Patentstreit hat uns außerdem international enorme Anerkennung beschert.“ So stehe die Max-Planck-Innovation in den Augen vieler Industrieunternehmen heute als kompetente Instanz mit Durchsetzungskraft da. Das ist wichtig für künftige Erfindungen aus den Labors der Max-Planck-Gesellschaft. Denn für gewöhnlich braucht eine Idee aus der Grundlagenforschung risikobereite Kapitalgeber, die helfen, sie zum reifen Produkt zu pöppeln. Um die muss man sich bemühen.

Doch auch im eigenen Haus müssen Erselius und seine Mitarbeiter für ihre Arbeit werben – um die Forscher von der Bedeutung des Technologie-Transfers zu überzeugen. Das ist keine leichte Aufgabe, „weil viele den Wert ihrer Arbeit nicht mit Patenten oder Lizenzen, sondern mit Veröffentlichungen in renommierten Magazinen messen“, sagt Erselius.

Wie man Erfindungen an den Mann bringt

Doch es tut sich etwas: „Bis in die 1990er-Jahre führte der Technologie-Transfer in der Max-Planck-Gesellschaft weitgehend ein Schattendasein. Inzwischen denken viele anders“, sagt der Geschäftsführer. Beispiele wie Flash mögen dazu beigetragen haben. „Letztlich hat sich an dem Ziel der hehren, freien Grundlagenforschung ja nichts geändert – wir versuchen einfach klarzumachen, dass man nebenbei auch noch andere Dinge tun kann.“ Erfindungen an den Mann bringen zum Beispiel.

Die Max-Planck-Innovation macht das gemeinsam mit den Forschern auf zwei Wegen: über Lizenzvereinbarungen oder die Ausgründung einer Firma. 18 Menschen gehören zum Team – Biologen und Physiker, Juristen und Betriebswirte. „Unsere Naturwissenschaftler verste-

hen zum einen die Sprache der Forscher, sind darüber hinaus aber auch in Sachen Patentrecht und im Patent- und Lizenzmanagement geschult“, sagt Erselius, selbst Biologe mit zusätzlichem MBA-Abschluss. Und noch eine Eigenschaft ist entscheidend: Sie müssen verkaufen können. Denn wer sich mit den Entwicklungschefs großer Unternehmen an einen Tisch setzt, soll überzeugen, die Erfindung angemessen präsentieren.

Die Mitarbeiter der Max-Planck-Innovation nehmen den Wissenschaftlern einen entscheidenden Teil der Außenkontakte ab: Sie führen Vertragsverhandlungen, kümmern sich um Lizenzen, fechten Patentrechte durch oder unterstützen bei der Ausarbeitung von Business-Plänen, wenn es darum geht, eine Firma auszugründen. Seit dem Zusammenbruch des neuen Marktes sind Venture-Capital-Geber vorsichtig geworden. Erselius: „Ein-Produkt-Firmen haben heute nur noch in Ausnahmefällen eine Chance. Vielmehr muss man deutlich machen, dass die neue Technik breit anwendbar ist, dass es Perspektiven für neue, andere Produkte gibt, falls eines floppt.“ Der Business-Plan muss das berücksichtigen.

Und auch bei der Zusammenstellung der richtigen Gründungsmannschaft hilft die Max-Planck-Innovation. Schließlich kann eine junge Firma nur dann Investoren überzeugen, wenn neben erstklassigen Forschern ein fähiges Management mit im Boot sitzt, das die Geschäfte führt. „Man braucht einfach Expertise auf beiden Seiten. Wir versuchen beides zusammenzubringen“, sagt Jörn Erselius.

Sich selbst auf die Forschung konzentrieren und die Geschäfte verlässlichen Partnern überlassen – so hat es auch Axel Ullrich stets gehalten. „Ich bin sicher nicht dazu berufen, Unternehmer zu sein. Das übergebe ich lieber an Leute, die das können und zugleich meine Arbeit verstehen“, sagt der Direktor am Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried bei München. Nichtsdestotrotz gehört der Biochemiker und Entwickler von

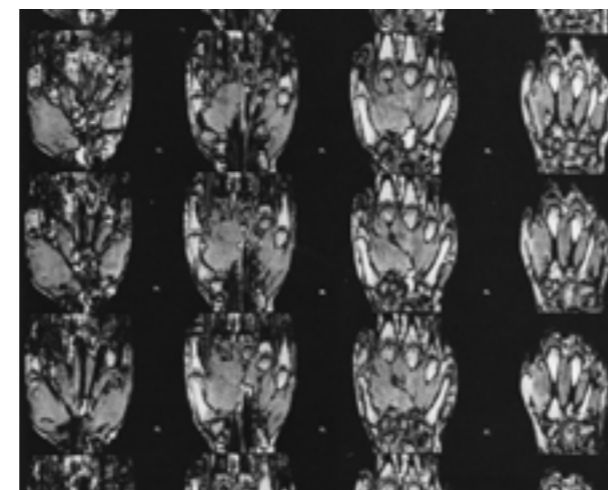


FOTO: BIOMEDIZINISCHE NMR FORSCHUNGS GMBH - JENS FRAHM

Eine menschliche Hand zeigen diese Aufnahmen von 1985. Flash ermöglicht hochaufgelöste dreidimensionale Bilder in nur wenigen Minuten – vorher wurden dazu mehrere Stunden benötigt.

Krebsmedikamenten wohl zu den geschäftstüchtigsten Wissenschaftlern der Max-Planck-Gesellschaft. In rund 30 Jahren Forschungsarbeit hat er vier Firmen gegründet und 60 Patente angemeldet.

Zu Ullrichs erfolgreichsten Entwicklungen gehört das Brustkrebsmedikament Herceptin®, das aus seiner Zeit bei der Ende der 1970er-Jahre gegründeten US-Firma Genentech stammt. Jetzt steht mit SUTENT® (MAX-PLANCKFORSCHUNG 1/2006, Seite 85) ein neuer Krebswirkstoff vor dem großen Durchbruch. SUTENT® könnte ein ähnlicher Erfolg wie Flash werden – und ist wie dieses ein weiteres Beispiel dafür, wie viele Jahre von der Entwicklung einer Idee bis zum erfolgreichen Produkt vergehen können.

Die Genese von Medikamenten kostet Zeit und gipfelt in teuren klinischen Studien, die kaum eine Forschungseinrichtung allein schultern kann. Auch SUTENT® hätte es ohne die Potenz eines großen Pharmakonzerns nicht gegeben. SUTENT® (oder besser der Wirkstoff Sunitinib) ist ein Multikinase-Hemmer, der mehrere zelluläre Schalter gleichzeitig umlegt, die für das Wachstum von Tumoren und der den Tumor versorgenden Blutgefäße wichtig sind. Der Wirkstoff blockiert Rezeptoren an der Oberfläche von Krebszellen. Docken an diese Rezeptoren bestimmte Moleküle an, sogenannte Wachstumsfaktoren, löst der Rezeptor eine Reihe fataler Signale aus. Sunitinib verhindert das, der Tumor stirbt ab.

Bereits Anfang der 1990er-Jahre wird Axel Ullrich dieser zelluläre Stoffwechselmechanismus klar. Genauso klar ist, dass er Unterstützung benötigt, wenn daraus jemals eine Arznei werden soll. „Mir lag viel daran, die Idee selbst bis zur Anwendung weiterzuentwickeln“, sagt der Max-Planck-Forscher. Eine Auslizenzierung kommt also nicht in Frage. Ullrich entschließt sich, mit seinem Kollegen Joseph Schlessinger eine Firma zu gründen. In Deutschland hat zu der Zeit kaum ein Unternehmen Interesse an der biotechnologischen Forschung. Die beiden entscheiden sich deshalb für den Standort USA. Die New York University steigt als Kooperationspartner mit ein.

Ullrich will einen Alleingang vermeiden und fragt bei der GI nach. Der damalige Geschäftsführer Heinrich Kuhn glaubt an Ullrichs Idee, setzt sich für die Firma ein und erreicht schließlich, dass die Max-Planck-Gesellschaft Mitgründer der neuen Firma Sugent wird. Später wird Sugent verkauft, zunächst an das schwedische Unternehmen Pharmacia, dann an Pfizer. Der Pharma-Riese treibt die klinischen Studien in Rekordzeit voran. Ihre Anteile am SUTENT®-Geschäft aber behalten die Max-Planck-Gesellschaft und Ullrich, dafür setzt sich die Max-Planck-Innovation ein. Auch Pfizer ist nach wie vor verpflichtet, vom Umsatz abhängige Lizenzgebühren zu zahlen. Für die nächsten Jahre dürfte SUTENT® der Max-Planck-Gesellschaft Lizenzentnahmen in Millionenhöhe bescheren.

SUTENT® macht deutlich, wie wichtig es ist, wertvolles Wissen zu sichern, wenn man später nicht leer ausgehen



GRAFIK: CHRISTOPH SCHNEIDER NACH EINER VORLAGE VON PFRZER DEUTSCHLAND

Von der Idee bis zum Markt ist es ein weiter und teurer Weg. Für einzelne Forscher lassen sich die aufwendigen klinischen Studien für ein neues Medikament kaum bewältigen. Max-Planck-Innovation vermittelt geeignete Partner aus der Wirtschaft.

will. Jörn Erselius mahnt deshalb immer wieder dazu, in langer, mühevoller Arbeit gewonnene Erkenntnisse durch Patente zu schützen. Er weiß, dass viele Forscher dennoch zögern. „Für viele stehen Patente und eine Veröffentlichung in Fachzeitschriften im Widerspruch – die Forscher schrecken deshalb vor einer Patentanmeldung zurück.“ Ihre Befürchtung: Das langwierige Prozedere verzögert die Veröffentlichung, darf man doch nicht publizieren, bevor das Patent angemeldet ist.

Doch das stimmt nur zum Teil. „Das Veröffentlichungsverbot“, so Erselius, „gilt nur bis zu dem Tag, da die Patentanmeldung eingereicht wird – danach steht der Veröffentlichung nichts mehr im Wege.“ Wichtig sei jedoch, dem Patentanwalt den Tag der geplanten Veröffentlichung mitzuteilen. „Letztlich kommt es nur auf die richtige Reihenfolge von Veröffentlichung und Patentanmeldung an.“

Kapitalgeber wünschen ausgereifte Ideen

Erselius empfiehlt jedem Wissenschaftler, sich im Zweifelsfall bei Technologie-Transfer-Stellen abzusichern – so wie es die Max-Planck-Forscher bei der Max-Planck-Innovation tun können. Und noch eines liegt ihm am Herzen: Um ein für alle Mal den Widerspruch zwischen Veröffentlichung und Patentierung aus der Welt zu schaffen, wäre es sinnvoll, in Europa wieder die sogenannte Neuheitsschonfrist einzuführen. Sie erlaubt es Wissenschaftlern in vielen Ländern, darunter die USA, ihr Patent noch nach der Veröffentlichung anzumelden – freilich nur für einen befristeten Zeitraum. „Für die Wiedereinführung in Europa kämpfen die Max-Planck-Gesellschaft und die Max-Planck-Innovation auf politischer Ebene“, sagt Jörn Erselius.

Die größte Hürde auf dem Weg von der Entwicklung zum Produkt sind allerdings meist nicht die Patente, sondern fehlende Gelder. Grundlagenforschung produziert

in den seltensten Fällen einbaufertige Ideen. Das liegt in der Natur der Sache. Kapitalgeber aber wünschen sich reife Entwicklungen, im Idealfall Prototypen, denen man bereits ansehen kann, ob sie ein finanzieller Erfolg werden.

„Zwischen beiden Seiten klafft eine Innovationslücke“, sagt Jörn Erselius. „In Deutschland werden pro Jahr etwa 17 Milliarden Euro für die Förderung der Wissenschaft ausgegeben, davon etwa acht bis neun Millionen für die Grundlagenforschung. Aber wir bringen nicht einmal die notwendigen drei bis vier Prozent dieser Summe auf, um Entdeckungen und Erfindungen so weit zu entwickeln, dass sie für die Industrie interessant werden.“

Ein schwerer Verlust, denn gerade diese Neuheiten sind es, die die Grundlage für neue Spitzenprodukte schaffen. Die Max-Planck-Innovation hat jetzt ein Konzept erdacht, um die Lücke zu schließen: Der „Innovationsfonds der Deutschen Forschung“ (IFDF) soll als zentrale Einrichtung Gelder für Wissenschaftler aus Forschungseinrichtungen, Universitäten und Fachhochschulen bereithalten. Anders als beim klassischen Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft wird nicht nur die wissenschaftliche Basis bewertet, sondern es werden zugleich der künftige Markt und der Wettbewerb berücksichtigt. Die Genehmigung soll schnell und unbürokratisch erfolgen.



„Ich bin sicher nicht dazu berufen, Unternehmer zu sein“: Axel Ullrich, Wissenschaftler, Inhaber von 60 Patenten – und Gründer von vier Firmen.

Foto: Pflizer Deutschland - Wolfgang Zöcher

gramm werden junge Forscher ermutigt, ein eigenes Unternehmen auf die Beine zu stellen.

Noch vor 15 Jahren sah das ganz anders aus. Zwar gab es schon damals Max-Planck-Institute – etwa jenes für Eisenforschung in Düsseldorf –, die durchaus wirtschaftsnah forschten. „Im Großen und Ganzen war die Wissenschaft aber Hypothesen- und nicht Technik-getrieben. Angewandte Forschung galt als anrüchig“, sagt Frahm. Doch die Welt hat sich geändert. Inzwischen wird erwartet, dass die großen, durch staatliche Gelder geförderten Forschungseinrichtungen der Gesellschaft mehr als nur wissenschaftliche Resultate zurückgeben.

Was die Max-Planck-Innovation angeht, ist das bereits eine ganze Menge. In 36 Jahren hat sie etwa 2600 Erfindungen auf dem Weg in den Markt begleitet und mehr als 1550 Verwertungsverträge abgeschlossen. Bis heute hat sie Lizenzeinnahmen von mehr als 200 Millionen Euro verbucht – drei Viertel davon allein dank Flash. Seit 1990 berät die Gesellschaft Existenzgründer und hat bislang 74 Unternehmen mit angeschoben. Gemessen an ihren Lizenzeinnahmen ist sie, sagt Erselius, neben der Fraunhofer-Gesellschaft führend unter den deutschen Technologie-Transfer-Einrichtungen. Und in den USA könne sich die Max-Planck-Innovation in der ersten Liga einreihen.

Das dürfte auch in Zukunft so bleiben. Denn derzeit etablieren sich neue vielversprechende Unternehmen, an denen die Max-Planck-Innovation beteiligt ist: die Firma Alnylam etwa. Mitbegründer des Unternehmens ist Thomas Tuschl, ehemals Forscher am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen, jetzt an der Rockefeller Universität in New York tätig. Tuschl gehört zu jenen Wissenschaftlern, die Ende der 1990er-Jahre eine völlig neue Methode zum Ausschalten krankhafter Gene entdeckt und etabliert haben – die RNA-Interferenz.

Die Wissenschaftler bemerkten, dass die Aktivität von Genen in einer Zelle auch von kleinen RNA-Molekülen, die bis dahin von der Forschung weitgehend vernachlässigt worden waren, bestimmt wird. Tuschl analysierte

die Struktur dieser doppelsträngigen RNA-Moleküle (siRNAs, *small interfering RNAs*) und konnte erstmals deren Wirkung in Säugetierzellen nachweisen. Mit siRNAs lassen sich gezielt Gene ausschalten. Die Methode der RNA-Interferenz (RNAi) wird mittlerweile in Labors auf der ganzen Welt dazu benutzt, die Funktion von Genen in Zellkulturen und Versuchstieren zu studieren. In verschiedenen klinischen Studien konnte man bereits eine therapeutische Wirkung nachweisen. Gut möglich, dass künftige RNAi-Medikamente so vielversprechend wie SUTENT® sein werden. Dass viele biochemische Erkenntnisse den Weg in die Praxis finden, ist für Axel Ullrich wenig überraschend. „Das Gebiet ist einfach sehr anwendungsnah, den Möglichkeiten für künftige Therapien kann man kaum aus dem Weg gehen.“

Doch es gibt auch Beispiele für Grundlagenwissen, das aus weiter Ferne den Weg zu irdischen Anwendungen gefunden hat – aus dem All zum Beispiel. Für gewöhnlich blicken die Mitarbeiter von Gregor Morfill, Direktor am Max-Planck-Institut für extraterrestrische Physik, in die Tiefen des Kosmos. Mit mathematischen Methoden beschreiben die Münchner die Verteilung von Galaxienhaufen, die Anordnung der Materie in den Weiten des schwarzen Firmaments.

Vor wenigen Jahren trafen die Forscher mit Medizinern der Technischen Universität München zusammen und diskutierten die Frage, ob sich ihre Rechenmodelle nicht auch für die Untersuchung des menschlichen Kör-

pers eignen: Galaxien sind nicht gleichmäßig über das All verteilt, sondern ordnen sich zu Strukturen, die denen eines Schwamms ähneln. Der enthält viele hohle Kammern, die von dünnen Wänden getrennt sind. Ganz ähnlich ist auch der menschliche Knochen aufgebaut.

Ein Universum, das in den Knochen steckt

Gemeinsam kam den Astronomen und Medizinern die zündende Idee: Könnte man mit den Programmen die Dichteverteilung im Knochen beschreiben? Schnell zeigte sich, dass das funktioniert: Mit den Gleichungen für die Charakterisierung der großräumigen kosmischen Strukturen kann man anhand von Abbildungen aus dem Computertomografen jetzt ermitteln, ob ein Patient an Osteoporose erkrankt ist. Derzeit wird die Entwicklung in klinischen Studien getestet. Die Max-Planck-Innovation hilft bei der Suche nach Industriepartnern, die das System in ein Produkt verwandeln möchten (MAXPLANCKFORSCHUNG 3/2005, Seite 38ff.).

Die Entdeckungen der Astronomen sind also durchaus alltagstauglich. Auch andere Ideen haben den Schritt in den Markt noch vor sich: Ungefähr 80 neue Erfindungen meldet die Max-Planck-Innovation jedes Jahr an. Etwa 60 weitere vermarktet sie ohne Patentschutz. Ein Zeichen dafür, dass die Grundlagenforschung dem Alltag inzwischen so nah ist wie noch nie – selbst wenn sie manchmal noch so entrückt erscheint. TIM SCHRÖDER

Fonds für unkonventionelle Projekte

Damit würde der Fonds eine Forderung erfüllen, die Forscher wie Jens Frahm schon lange stellen: „Wir brauchen einen Fonds, der über Regionen und Fachdisziplinen hinweg spontan und unbürokratisch Projekte unterstützt – insbesondere unkonventionelle Projekte, denn oftmals sind es gerade die abwegigen Theorien, die revolutionär Neues schaffen.“ Ein Vertrauensvorschuss sei dafür essenziell. Frahm bemängelt die herkömmliche Förderpolitik, die langwierige „Überevaluierung“ von Anträgen. „Die Anträge haben inzwischen Buchformate erreicht, wer soll das noch bearbeiten können?“ Frahm hält einen Fonds auf EU-Ebene für richtig.

Mit dem IFDF will die Max-Planck-Innovation jetzt zunächst ein flexibles Förderinstrument für Deutschland schaffen. Obwohl die Finanzierung noch unklar ist, sollte ein Konzept wie der IFDF derzeit gute Chancen auf Erfolg haben. Denn es kommt zu einer Zeit, da der Technologie-Transfer aus der Wissenschaft en vogue ist. Die Bundesregierung selbst will ihn mit ihrer Hightech-Offensive vorantreiben. Mit neuen Fördertöpfen wie dem Hightechgründerfonds oder dem ExistGo-Bio-Pro-